

Die Reisende [Schluss]

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 51

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wirkung. Mit dem Bilde „Zwieselberg“ reißt sich der Künstler in die leider bis heute noch spärliche Schar der Verkünder der eigenartigen Schönheit des Landschaftsgebietes zwischen der Glüttsch und dem Glüttschbache ein, das, um nur zwei Dinge zu nennen, in wunderbaren Wald gebettet prachtvolle Tropfsteinhöhlen und die sagenumwobenen Seelein von Umsoldingen und Uebeschi umschließt.

Das Bildnis des Töchterleins des Künstlers („Mädchenkopf“, Nr. 18) ist mit derselben Frische gemalt, wie die in der bekannten Gottentracht fast dekorativ und graphisch wirkende „Walliserin“ aus Ernen oder das hübsche Gesichtlein des Knaben aus dem Wirtshaus am Jaunpaß.

Von schöner Durchführung der Motive zeugen die unterschiedenen lebenswürdigen Stilleben.

Das Weihnachtswunder.

Das holde Weihnachtswunder,
Heut muß es noch geschehn.
Ich höre sachte Flügel
Im Abendwinde wehn.

Das Stüblein ist so traulich,
So traulich wie noch nie.
Das Dörflein auf und nieder
Schon musizieren sie.

Das Glöcklein in der Kirche,
Nun schlägt es silbern an.
Zekt Tür und Tor und Herzen
Dem Christkind aufgetan!

Ernst Eschmann.

Die Reisende.

Eine Weihnachtsgeschichte von Anna Burg.

(Schluß.)

Der Gedanke löste die letzte Spur von Aengstlichkeit aus ihrem Gemüt. Sie begann langsam zu erzählen. Ihr Leben entrollte sich vor ihm; ihr fröhliches Jungmädchendasein, die Verarmung ihrer Eltern, der Tod ihres Vaters, ihr stilles, arbeits- und entbehrungsreiches Leben mit der Mutter und endlich das Letzte und Härteste — der Mutter Tod.

Während sie erzählte, blickte er ihr ins Gesicht. Unter der Blässe ihrer Wangen begann sich ein kaum sichtbares Rot zu verbreiten. Sie hatte den häßlichen Filzhut abgenommen und er sah nun ihr reiches, schwarzes Haar, schlicht geordnet, aber in seiner Fülle doch als Schmutz wirkend. Er sah, daß, in Wohlsein und Luxus gehüllt, dieses Mädchen zu den äußerlich Bevorzugten zählen würde. Aber er sah auch den sanften Zug um den Mund, den klaren Blick, das weich-schmerzliche Lächeln. Nicht nur äußerlich bevorzugt — das war gewiß.

Sie errötete unter seinem Blick mit einemmal.

„Verzeihen Sie, ich habe lange von mir gesprochen. Wollen Sie mir jetzt nicht sagen, wie so Sie mich zu kennen glauben?“

„Das will ich. Es ist eine etwas seltsame Geschichte, aber je seltsamer ein Erlebnis, umso wahrer ist es. Ich habe eine Großmutter gehabt, die in meiner Jugend mir alles vermittelte, was an Poesie und Phantasie in dieser Welt und einem menschlichen Gehirn möglich ist. Ich wäre durch meine Großmutter eigentlich beinahe ein Dichter geworden. Aber von meinen Eltern habe ich einen schweren Tropfen Philtisterblut in den Adern. Der hat gesiegt. Der ist schuld daran, daß ich ein außerordentlich korrekter Mensch geworden bin — wenigstens in meinem äußern Leben. Ganz

in der Stille des Herzens hab' ich noch den Zaubergarten weiter gepflegt, den meine Großmutter darin angepflanzt hatte. Und in diesem Zaubergarten herrschte natürlich auch eine Fee. Es war eine Freundin meiner Großmutter, von der sie mir viel erzählt hat; es muß ein ganz besonders lebenswürdiges Menschenkind gewesen sein. Durch die Schilderungen der lieben alten Frau wurde mir die Gestalt jener Unbekannten zu einem Idealbild, das ich in meinem Knabenherzen mit einem unzerstörbaren Nimbus umgab. Ja, unzerstörbar. Denn noch heute strahlt mir, wenn ich daran denke, das Bild jener holden Frau im hellsten Licht. Ich bin ja im Grunde ein ganz nüchternen Mensch. Aber was man sich in seiner Jugend an echter Poesie aufbaut, das behält man.

Sie fragten, was das alles hier zu tun hat? Ja, nun kommt das Seltsame. Immer habe ich gedacht: eines Tages würde ich eine Frau finden, die ein wenig jenem Idealbild entsprechen würde. Ich bin sonst kein Frauenverehrer. Meine Gefühle sind nicht leicht entflammt. Aber mir schwebte die Erfüllung meines Knabentraumes vor in all den Jahren. Und wie ich Sie nun gestern abend sah, mein Fräulein, da hatte ich auf einmal ein Gefühl, als sei mein Wahr Wirklichkeit geworden. Es ist merkwürdig, aber Ihr Antlitz frappierte mich so sehr: die Augen, die Stirn, der Mund — ich habe ein kleines Bild von Großmutter's Freundin —, dem sehen Sie ähnlich, sehr ähnlich. Mir war, wenn ich Sie wieder aus den Augen verlore — ich würde die Fee in meinem Zaubergarten niemals wieder finden.“

Er schwieg.

Luije Hiller war sehr blaß geworden.

„Sie spotten —“, sagte sie endlich mit zuckenden Lippen; „ich bin ein armes Mädchen. Ich habe mit einer solchen Traumfee nicht die geringste Ähnlichkeit — ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, sich diesen Scherz mit mir zu erlauben.“

Da legte er wieder fest die Hand auf die ihre.

„Nicht doch, sprechen Sie nicht so. Wissen Sie nicht, daß es Leute gibt, die mit dem Herzen sehen? Als ich Sie sah, wußte ich gleich, daß ich Sie kannte; ich wußte es mit Bestimmtheit. Vertrauen Sie mir.“

Er zog aus seiner Brusttasche das kleine vergilbte Bild hervor und legte es vor sie hin.

„Finden Sie nicht, daß Sie diesem Bilde ähnlich sehen?“ Sie starrte darauf hin.

„Meine Großmutter!“ stammelte sie.

Da tat er fast einen lauten Ausruf.

„Sehen Sie, daß mein Auge mich nicht betrogen hat.“

„Ich habe daselbe kleine Bild in meiner Photographiesammlung!“

Sie strich sich über die Stirn.

Ueber den Mann war es wie ein Fieber gekommen.

„Das ist wunderbar“, sagte er, „das ist mehr als Zufall. Nun wissen Sie doch bestimmt, daß wir uns kennen? Nicht wahr? Nun können Sie mir doch vertrauen. Nun darf ich Ihr Freund sein? Nun zweifeln Sie nicht mehr?“

Sie sah ihn unsicher an.

Noch kam er ihr merkwürdig vor; noch schien ihr das Ganze unglaublich und ihr gehärteter Verstand suchte die illusionzerstörende Lösung dieses Rätsels. Aber die Augen des Mannes sahen sie mit demselben tiefen ruhigen Blicke an.

Und als er nun fortfuhr, ihr zu erzählen von seiner Jugend, von seiner in nächsterne Pflichterfüllung gezwungenen Sehnsucht nach Poesie und Schönheit, hörte sie ihm schweigend zu.

Ein Ausdruck von wohliger Ruhe und Weltabgewandtheit breitete sich über ihr Gesicht.

Die Uhr im Gasthauszimmer schlug zwei Uhr.

Da fuhr sie auf.

„Ich muß fort!“

„Was wollen Sie?“

Sie deutete auf die Koffer.

„Noch einmal versuchen.“

„O, nicht dran denken; das tun Sie nicht mehr. Fahren Sie gleich mit dem nächsten Zug nach Hause. Machen Sie Ihre Wohnung bereit zum Empfang des Weihnachtszaubers. Ich bitte Sie darum.“

Er preßte ihre Hand wie beschwörend.

„Tun Sie es, versprechen Sie es mir!“

Sie versprach es.

Ach so gerne. So gerne wollte sie die Mustertöcher im Geschäft abliefern und für ein paar Tage nichts mehr damit zu schaffen haben. So gerne.

Ein Traum war es, der sie umging, als sie in die Ecke der harten hölzernen Drittklassbank gelehnt, durch die Schneelandschaft davonzufuhr. Ja, nur ein Traum. Aber er war schön. Er hatte ihrem Leben einen neuen, rosigen Schein verliehen. Sie fühlte sich gar nicht mehr so einsam. Der süße Traum war neben ihr und begleitete sie.

Wie sie es sich vorgestellt hatte, so war es. Lichtlos und kalt erwartete sie ihre Wohnung, nachdem sie im Geschäft ihre Koffer und ihre spärlichen Notizen abgegeben hatte.

Aber sie wollte tun, wie er gesagt; sie wollte alles für den Weihnachtszauber bereit machen — wenn er auch nicht kommen würde.

Sie machte Licht und Feuer.

Mit dem süßen Gefühl des Zuhause-seins legte sie sich dann schlafen.

Und als sie erwachte, war der Traum noch da. Ja, mit seiner ganzen Macht umgab er sie den Tag über, während sie die bestaubte Wohnung aufräumte, während sie ausging, Blumen, Früchte und Kuchen zu kaufen.

Und während sie sich vor dem Spiegel sorgfältig frisierete und dann ihr bestes Kleid, ein einfaches, aber gut sitzendes Kleid anlegte.

Ja, der Traum hatte sie so sehr umfangen, daß sie aus dem Schreibtisch das kleine, vergilbte Bild ihrer Großmutter nahm, es in einen Rahmen schob und so neben einer Vase voll rötlicher Nelken placierte.

Selig und verheißungsvoll senkte sich der Weihnachtsabend auf die vielbewegte Stadt.

Luise Hiller saß in ihrer hellen und warmen Wohnung, die, freundlich aufgeräumt und geschmückt, ein festlich erwartungsvolles Aussehen hatte.

Sie lehnte mit geschlossenen Augen in ihrem Fauteuil, dem einzigen, den sie besaß. In dieser ruhenden Stellung und so sonntäglich gekleidet, kam sie sich wieder ganz verändert vor. Versunken die Wochen voll Entbehrung und Enttäuschung, voll Anstrengung und Demütigung. Wenn auch der Alltag wieder kommen würde mit all seiner Prosa und seinem harten Zwang, heute wollte sie nicht dran denken. Sie wollte an ihre Mutter denken, an ihre Jugend — an das seltsame Erlebnis mit Emanuel Edert.

Luise Hiller lächelte vor sich hin.

Sie hatte doch einmal ein kleines regelrechtes Abenteuer gehabt.

Und auf einmal ertönte die Klingel.

Indem sie aufstand und hinausging, um zu öffnen, wußte sie, daß sie auf dieses Klingelzeichen gewartet hatte, ohne es sich einzugestehn. Ein Zittern überfiel sie. Sekundenlang zögerte sie, ehe sie öffnete.

Dann — — —

Emanuel Edert trat ein.

Ein kalter, kräftiger Lufthauch strömte mit ihm herein.

„Guten Abend!“ sagte er und reichte ihr die Hand.

Sie konnte kein Wort erwidern. Sie sah ihm zu, wie er sich des schneebestäubten Ueberrocks entledigte.

„Sie wußten, daß ich kommen würde?“ sagte er fragend.

Darauf nickte sie nur.

Sie traten zusammen in das helle, freundliche Zimmer und zu dem Blumenschmuck, den Luise sich besorgt hatte, kam noch ein großer herrlicher Strauß La France-Rosen, die Emanuel Edert aus weicher Hülle sorgfältig herauschälte und ihr überreichte.

Er blickte sich um und seine Augen leuchteten.

„Sie haben getan, wie ich Sie bat; bei Ihnen ist alles bereit zum Fest.“

Und nun faßte er sie bei den Händen.

„Haben Sie sich mit mir nun ein wenig vertraut gemacht? Wissen Sie nun, daß wir uns kennen?“

Sie lächelte. Das Lächeln erhellte und verjüngte ihr Gesicht.

„Ich weiß, daß Sie ein ganz merkwürdiger Mensch sind. Aber ich freue mich, daß Sie gekommen sind, ich danke Ihnen dafür.“

Die Hausfrau regte sich in ihr. Sie begann eifrig den Teetisch zuzubereiten. Er sah ihr zu mit stillem Wohlgefallen.

Auf dem runden Teetisch standen die zierlichen Tassen, kleine Brötchen, eine Platte mit kaltem Fleisch, Kuchen, eine Schale voll Früchte — es war ein richtiges kleines Festmahl. Und in der Mitte in schlanen Vasen prangten die Rosen und Nelken.

Luise sagte sich's selber: ordentlich üppig ging es bei ihr zu. Aber sie hatte einmal, ein einziges Mal einen Gast, und der brauchte nicht zu wissen, daß ihre Kasse jetzt leer, ganz leer war.

Wie gemütlich das nun war, als sie zusammen tafelten. Sie erzählten sich gegenseitig von ihren Kinderjahren, von den Christabenden, die sie einst erlebt. Sie plauderten so traulich, als hätten sie sich immer gekannt.

Wenn Luise Hiller dem jungen Mann noch nicht recht getraut hätte — jetzt hatte sie das vergessen. Er war ein lieber alter Bekannter, ein guter Freund. Und wenn er noch einen letzten Zweifel an der Echtheit seines Feentraumes gehabt hätte, heute war er geschwunden. Rosig überhaucht, glücklich, ausgeruht, vorteilhaft gekleidet saß sie ihm gegenüber, das genaue Ebenbild der schlanken, altmodisch angezogenen Frau auf der kleinen blassen Photographie, die in zierlichem Rahmen unter Nelken stand.

Sie hatten sich viel zu sagen; der Stoff ging nicht aus.

Drei Stunden waren wie im Flug vorbei.

Da stand Emanuel Edert auf.

Sie erschraf ein wenig. Wollte er gehn? War der Traum vorbei?

„Heute bin ich ganz und gar im Zaubergarten gewesen,“ sagte er, „das dank ich Ihnen. Morgen aber werde ich wieder ganz Philister sein“ — er lächelte sie dabei an — „ich werde Sie nämlich abholen und mit Ihnen zu meiner alten Tante fahren, der ich Sie als meine Braut vorstellen werde — so recht philisterhaft als meine Braut. Und dort werden Sie bleiben, bis Sie meine Frau sind. Niemand braucht zu wissen, daß Sie meine heimlich verehrte Fee seit Jahren waren, die mir von nun an den Zaubergarten oft, recht oft aufschließen wird.“

Während er sprach, hatte er sie sachte umschlungen. Und nun preßte er seine Lippen auf ihren zarten, niegeküßten Mund.

Ein geheimnisvoll festliches Aussehen hatte das kleine Zimmer noch lange, nachdem er gegangen war.

Und Luise Hiller stand darin von einem fremden Schein umflossen. Sie hielt das kleine vergilbte Bildchen in der Hand und flüsterete:

„Du Süße, du Holde!“